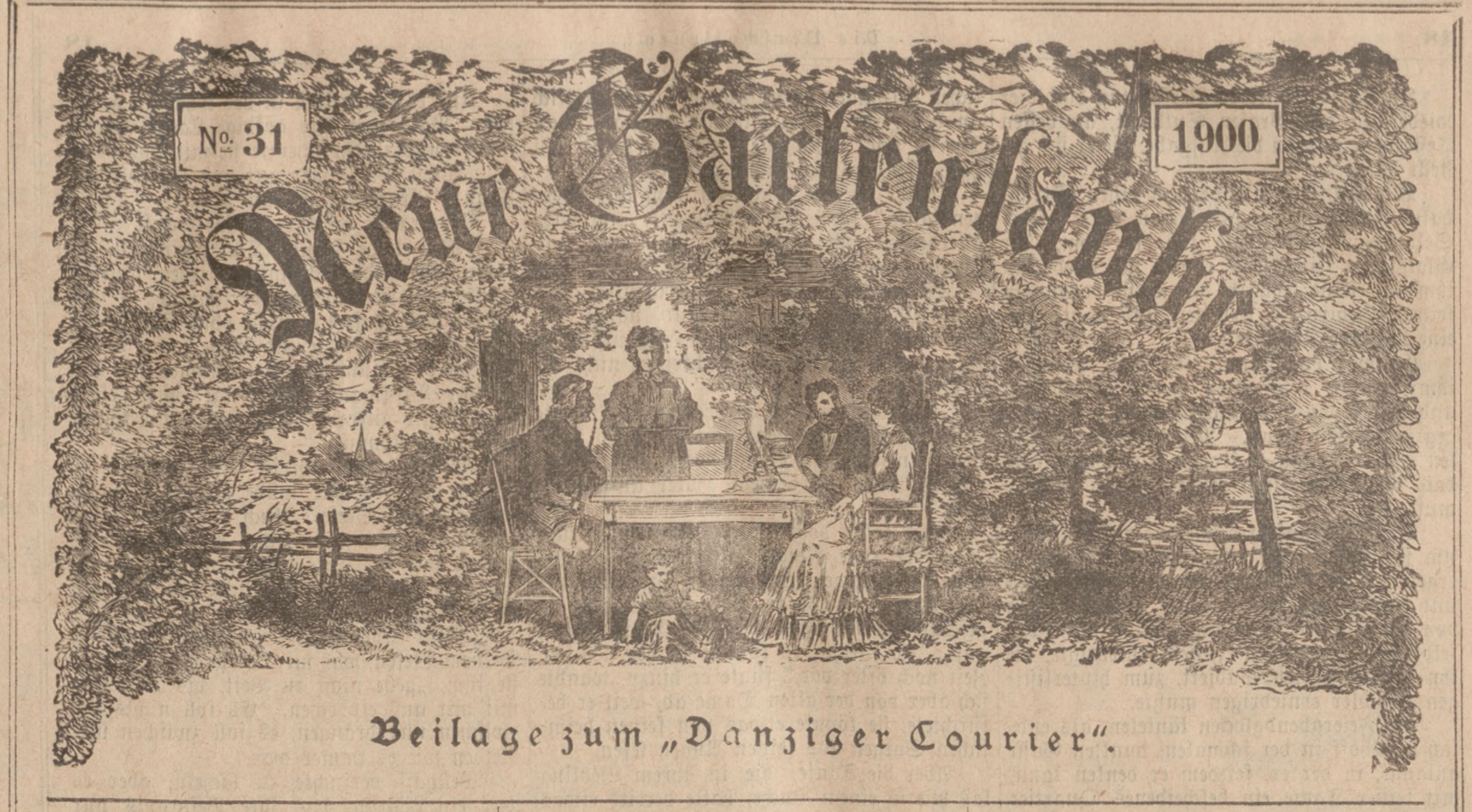


Beilage zum „Danziger Courier“.

Die Verschollenen.

Original-Roman von Hans Erey. [5]

(Fortsetz ng.)

Wellhoff hörte, wie die Frau Doktor entzückt etwas dem Gemahl zuflüsterte, und nun begann Julie ein kleines Lied zu singen.

Wellhoff rang nach Athem, denn Julie ertrug die Zärtlichkeit des Vetters. Er sah sein Glück untergehen und hatte keine Möglichkeit vor Augen, es sich zu retten. Es drängte ihn, sich zwischen sein Lieb und van Steen zu werfen, es drängte ihn diesem zuzuschreien, daß Julie sein sei. — Wie ein Wirbelsturm erfaßte es ihn, und ohne recht zu wissen, was er that, wandte er sich der nächsten Thür zu und stürzte hinaus. — — —

Erst als Wellhoff die Straße gewonnen, kam er wieder zu sich selber und nun war es ihm zu Mut, als sei er der Hölle entlaufen. Er atmete tief auf, stand still und blickte in das Wagengewirr hinein.

Ein so tiefes Weh in seiner Brust auch tobte, mit seinem Verhalten war er zufrieden. Wer will ihn anklagen, daß er sich einer Situation entzog, die für ihn unerträglich war? — Hätte er sich nicht zu zügeln verstanden und wären die leidenschaftlichen Regungen in seiner Brust mit ihm durchgegangen, dann würde er sich mit erhobener Faust zwischen van Steen und Julie aufgepflanzt haben. Aber wie konnte er das als wohlerzogener Mensch? —

Unter diesen Umständen war es das beste, er zog sich unvermittelt zurück und wenn ihn auch van Steen und der Notar nicht begreift, Julie wird ihn begreifen und ahnen, was er gelitten hat.

Freilich waren nun alle Brücken hinter ihm abgebrochen und wahrlich, Doktor Brokmann ist nicht die Persönlichkeit, die ein solches Verhalten Wellhoffs entschuldigen wird. Bleischwer senkte sich die Thatsache auf sein Gemüt, daß er jetzt stellenlos sei, daß er von nun ab seiner guten Tante nichts mehr bieten könnte, um der täglichen Not zu steuern.

Sein bisheriger Verdienst war knapp, aber er hatte hingereicht, das Leben schlecht und gerecht zu fristen, jetzt aber konnte er der guten Dame nichts mehr bieten.

Der Begriff der Stellenlosigkeit war zu seiner Zeit so furchtbar, wie gerade heute. Gewiß, er konnte sich eine andre Stelle suchen, denn er war ein tüchtiger und strebsamer Mensch, da aber alle Bureaus von Stellenbewerbern dicht umlagert sind, so können Wochen und Monate hingehen, bis er endlich einen gering bezahlten Posten findet. Und dann muß er in der Regel wieder unten anfangen, seine jahrelange Thätigkeit bei dem Notar Brokmann zählte da nicht mit.

Und Julie? — Wird sie sich bald von ihm abwenden, wird ihre heimliche Liebschaft nicht bald ein humoristischer Begriff für sie werden? —

Sein Herz will ihm in der Brust zerspringen bei dem Gedanken an sie. Ach, wäre er reich, reich wie van Steen, der jeden Tag ohne den Finger zu rühren, hundert Mark zu verzehren hat!

Bei dem Gedanken an Steen fielen ihm die vierhundert Mark ein, die er von ihm erhalten und in der Tasche bei sich trägt. Nein, das Geld gehört jetzt nicht mehr ihm, der Holländer soll es sofort zurückerhalten. Sie dürfen sich nicht mehr begegnen, denn heute hat er gesehen, wie wenig er sich selber kennt. Er kann und darf kein Unglück heraufbeschwören, weder für sich noch für Julie.

Gerichtssitzung in einem Malayendorf auf Singapore.

Wellhoff kommt an einem Postbureau vorüber und tritt kurz entschlossen ein. Am Schalter kauft er sich eine Postanweisung, füllt die Karte aus, versieht sie mit der Adresse des Herrn Paul van Steen und zahlt die vierhundert Mark ein.

Die Postquittung in der Hand, dachte er über die bessere Zukunft nach, die ihm der Chef verschaffen wollte. Er lachte ironisch auf, denn diese Zukunft kostete ihn die Anweisungsgebühren und zerrann ihm zwischen den Fingern.

In dieser trostlosen Verfassung dachte er wieder an den Grafen Suthorst, an dessen Testament und an die Aufgabe, die er sich gestellt hatte.

Wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm klammerte er sich daran fest. Das Selbstbewußtsein regte sich in ihm, der Glaube an sein Glück rankte sich wieder in ihm auf, seine lebhafte Phantasie begann in seinem Gehirn zu arbeiten und baute ihm eine lachende Zukunft auf.

Es war doch sonnenklar, daß, wenn es ihm gelingt, dem alten Herrn die Gattin und den Sohn zuzuführen, dann sein Glück gegründet sein muß. Mit einer respektablen Summe kann er irgend etwas beginnen, das ihn zuletzt zum reichen Mann machen muß. —

Diese Zukunftsträume waren zu schön, um sich ihnen nicht mit Leib und Seele zu ergeben. Er versöhnte sich mit seiner Lage und war zuletzt stolz darauf, eine Stellung von sich gestoßen zu haben, die ihn schließlich selbst vor den Augen Julies erniedrigte, die ihn zum schlechten Subjekt, zum hinterlistigen Heuchler erniedrigen mußte.

Die Feierabendglocken läuteten, als endlich Wellhoff in der schmalen, dunklen Gasse anlangt, in der er, seitdem er denken kann, mit seiner Tante ein bescheidenes Quartier bewohnte.

Der belebende Sonnenstrahl stiehlt sich nur für ein paar Minuten an hellen Tagen bis auf den feuchten Boden der Gasse, in der so viele bleiche Gesichter hausen, die sich nicht zu ihr hindrängen können, der Himmelskönigin, und die sie darum auch nicht bescheint.

Wellhoff tritt in die Gasse ein. Bekannte Gestalten kommen an ihm vorüber und begrüßen ihn. „Guten Abend, Herr Rechtsanwalt, — guten Abend, Herr Baron,“ ruft man ihm in gutmütigem Scherz von da und dort zu.

Wellhoff lächelt nur, an diese Titulaturen ist er gewöhnt. Schon zur Zeit, als er als halber Knabe mit dem ganzen Eifer eines jungen Strebers in die Bureaus des Doktor Brokmann wanderte, hatte man ihm diese Namen beigelegt. Baron nannte man ihn wegen seines vornehmen, zurückhaltenden und doch freundlichen Benehmens.

Vor einem hohen, schmalen Hause, das zwischen zwei Mietspalästen eingeklemmt stand, wie wenn diese es erdrücken wollten, blieb Wellhoff einen Augenblick stehen und blickte zum dritten Stockwerk empor.

„Stellenlos,“ murmelte er vor sich hin, „darf ich es ihr sagen?“

Wie mit einem Alp belastet trat er in den Hausflur des schmalen Hauses. Hier dunkelte es bereits. Er blieb wieder stehen, nicht weil er sich in dem Dunkel des Flurs nicht orientieren konnte, sondern weil er sich voll Sorgen fragte, wie er sich seiner Tante gegenüber verhalten soll. Darf er ihr eingestehen, welch einen verhängnisvollen Tag er heute durchlebt?

Unentschlossen stieg er langsam die drei Stiegen empor und machte endlich auf einem schmalen Treppenabsatz Halt.

Da öffnete sich auch schon eine Thür, auf der eine zierlich geschriebene Visitenkarte angebracht war und eine bleiche, schlanke Frau, mit goldblondem, ängstlich glatt gescheiteltem Haar, kam freudig Wellhoff entgegen.

„Aber Franz, wie habe ich mich geängstigt,“ rief sie mit ihrer weichen, herzlichen Stimme aus und nahm diesen zärtlich an der Hand, „dem Himmel sei Dank, daß Du da bist. Und wie bleich Du bist. Du hast offenbar noch nichts gegessen.“

„Aber so rege Dich doch nicht auf, Herzenstante,“ schmeichelte Wellhoff, „ich habe allerdings noch nichts gegessen, aber das schadet doch nichts, ich esse jetzt.“

Er folgte ihr in das kleine, ärmlich ausgestattete Stübchen hinein und nahm sich vor, ihr heute nichts von den Erlebnissen zu sagen, nur um ihr die Nachtruhe nicht zu rauben.

„Ich war beruflich abgehalten und konnte mit dem besten Willen nicht zu Tisch kommen,“ entschuldigte er sich dann, „wir haben ein Testament in einem Hotel aufgenommen.“

„Ich sollte doch denken,“ gab sie zurück, „daß der Herr Notar dafür sorgen mußte, daß Du Zeit gewinnst, etwas zu genießen.“

„Das sagst Du so, liebe Tante, aber in geschäftlichen Dingen hört die Gemütlichkeit auf. Ich fürchte, es kommt in der nächsten Zeit noch öfter vor,“ fügte er hinzu, wandte sich aber von der alten Dame ab, weil er befürchtete, sie könnte etwas von seinen heimlichen Sorgen aus seinen Augen lesen.

Aber die Tante, die in ihrem Liebling las wie in einem Buche, hatte bereits etwas in seinem Wesen gefunden, das ihr fremd und für den Augenblick unverständlich war. Sie sagte nichts, sondern eilte in die kleine Küche hinaus, um ihm endlich das Mittagessen aufzutragen.

Der Tisch war bereits gedeckt, wie Wellhoff bemerkte, offenbar schon seit heute Mittag. Er setzte sich an den Tisch und gab sich Mühe, so sorglos wie möglich zu erscheinen.

Als ihm die Tante das Essen vorsetzte und ihm gegenüber, wie in all den vielen Jahren Platz genommen hatte, gestand sie ihm, daß sie in ihrer Angst aufs Bureau geschickt habe, um zu erfahren, was denn vorgefallen sei?

Wellhoff wurde unruhig.

„Nun, und welche Nachricht hat man Dir gebracht?“

„Der Junge, den ich schickte ließ sich nicht mehr blicken. Welch ein Unrecht, ich gab ihm zehn Pfennige.“

„Die Welt ist jetzt anders wie früher,“ antwortete Wellhoff und begann mit riesigem Appetit seine Suppe zu essen.

„Du glaubst, daß sich der Junge überhaupt nicht mehr blicken läßt?“

„Es wäre ja auch überflüssig, denn ich bin ja da,“ versetzte dieser und lächelte sie an. Aber seltsam, es fiel im jetzt selber auf, daß er ihren sanften, liebevollen Blick nicht mehr so recht ertragen konnte. Das Fragende in ihren Augen genierte ihn.

Als er gegessen und die Tante abgeräumt hatte, begann er mit ihr so sorglos wie möglich zu plaudern. Wellhoff konnte bestrickend schön plaudern, wenn er nur wollte, und auf der ganzen Welt konnte er keine aufmerksamere Zuhörerin finden, als seine Tante. Man sah es ihr dabei an, daß sie nur für ihn lebte, alles mitempfand was ihn anging, und daß es für sie ohne ihren Neffen Franz überhaupt kein Dasein mehr geben konnte.

Wellhoff plauderte über alle denkbaren Dinge des Tages, nur nicht über das, was sein Gemüt und sein Herz beschäftigte. Er verfolgte offenbar die Absicht, jeden Verdacht, den die feinfühlende Tante etwa geschöpft haben könnte, ihr hinweg zu plaudern. — —

Und es schien ihm in der That zu gelingen. Bald trat ihre goldige Laune wieder hervor und zuletzt scherzte sie mit ihm.

„Wirst Du immer gut und edel bleiben, Franz?“ fragte sie ihn auf einmal.

Ueberrascht horchte Wellhoff auf.

„Aber liebe Tante, Du befürchtest, ich könnte am Ende leichtsinnig werden, weil ich heute das Mittagessen versäumt? — Ich wußte doch, daß das nicht ohne Strafe abgeht,“ fügte er hinzu und lachte, „aber daran bin ich doch nicht schuld. Nehmen wir an, Doktor Brokmann beschäftigt mich eines Tages mit andern Aufgaben, dann könnte es öfter vorkommen.“

Er erhob sich, um in seine Kammer zu gehen, denn er war müde geworden, müde an Leib und Seele. Auch die Tante erhob sich und trat vor ihn hin. Sie war etwas kleiner wie er. Sie legte sanft ihr Hände auf seine Schultern und blickte ihm liebevoll in die Augen.

„Mein lieber Franz, es liegt etwas in Deinem Wesen, was mir Sorge macht,“ sagte sie ihm, „gehe nicht zu Bett, bis Du Dich mit mir ausgesprochen. Es soll nichts sich zwischen uns drängen, es soll zwischen uns bleiben wie es immer war.“

Wellhoff versuchte zu lächeln, aber es war ein Lächeln, das ihre Besorgnis nur noch erhöhen mußte.

„Du bist ein Mann geworden, Franz,“ fuhr sie fort, „und es ist ganz natürlich, daß sich da so manches ändert. Wie es jetzt ist, kann es nicht immer bleiben, es wäre das vielleicht auch gar nicht so gut. Sei indessen versichert, daß Du alles, was an Dich heran tritt, leichter überwinden und ertragen wirst, wenn Dir Deine Tante tapfer zur Seite steht.“

Ihre Stimme klang so mütterlich weich, sie drang ihm so tief in die Seele, daß sein Entschluß, ihr nichts zu sagen, schon jetzt zu wanken begann.

„Gewiß beschäftigt mich so manches,“ brachte er hervor, „und das ist doch ganz natürlich. Aber ich bin Mann geworden und muß es verstehen, jede Sorge von Dir fern zu halten, liebe Tante. Du hast für mich gelebt, ich lebe für Dich, zwischen uns bleibt es beim Alten.“

„Bist Du mit Deinem Schicksal nicht mehr zufrieden, Franz,“ fragte sie geradezu, und über ihr bleiches Gesicht zuckte es wie ein Weh, „in Deinen Jahren lernt man über sein Schicksal nachdenken, man lernt vergleichen und dann kommt es von selbst so — ohne daß man etwas dafür kann. Diese Uebergänge im Werdegang des sich entwickelnden Mannes sind oft verhängnisvoll. Als Du noch ganz klein warst, zitterte ich schon vor dieser Zeit.“

„Sprechen wir ein andermal darüber,“ wich Wellhoff aus und fühlte, wie er rot wurde, „sei versichert, daß auch ich mit meinem Schicksal kämpfen werde wie ein Mann. Was auch an mich herantreten sollte — und verschont bleibt ja keiner — ich werde kämpfen wie ein Mann und Dich, nur Dich immer hoch halten.“

Er legte bei diesen Worten seine beiden Arme um ihren Nacken, zog sie an sich heran und küßte sie.

Im nächsten Augenblick war er hinter der Thür seiner kleinen Kammer verschwunden.

Sie blieb im Stübchen stehen und blickte die Thür an, hinter der er verschwunden war. Die Stelle, die er auf ihren bleichen Wangen mit den Lippen berührt, war rot.



Elefant beim Holzschleppen.

Sie ging leise ans Fenster, das von einem matten Reflex des Abendrots beleuchtet wurde, faltete die Hände und blickte zu dem Stückchen Himmel auf, das da droben zwischen den Dächern sichtbar blieb.

„Erhalte mir ihn, Vater im Himmel," betete sie, „laß mich noch sein Glück sehen, ebene Du ihm die Wege, sage mir, was ich mit meinen schwachen Händen noch thun kann für ihn."

Dann nahm sie eine Stickarbeit zur Hand und wie in alle den vielen Jahren, setzte sie sich ans Fenster und arbeitete, bis das letzte Tageslicht verglommen war.

Dann machte sie sich auf dem alten Sofa ihr Bett zurecht und begab sich zur Ruhe.

Franz Wellhoff hatte sich halb angekleidet auf sein Bett geworfen und suchte Stunden hindurch umsonst den Schlaf.

Erst gegen Morgen verlangte die Natur von ihm ihre Rechte und er versank in eine Welt wirrer Träume.

Immer war es Paul van Steen, der ihm in diesen Träumen erschien. Bald stand er ihm, mit Pistolen in der Hand gegenüber, bald tauchte die Gestalt des Notars, finster und drohend vor ihm auf.

Zuletzt träumte er von Julie. Sie war mit ihm, dicht vor der Hochzeit mit van Steen, aus dem Elternhause geflüchtet. Sie befanden sich in einer Einöde. Die Kleider Julies waren zerrissen, bleich und eingefallen ihre Wangen und aus ihren verzweifelnden Augen sprach der Hunger. Sie flehte ihn an, ihr Brot zu geben, Brot — Brot!

Mit einem Aufschrei erwachte er und blickte sich entsetzt in seiner Kammer um. In der kleinen Wohnstube wirtschaftete bereits seine Tante. Er hörte Tassen klirren und den immer noch leichten und elastischen Tritt der Guten.

Jetzt erst fiel ihm wieder das ganze Elend seiner Stellenlosigkeit ein. Mit Bitterkeit dachte er an den Notar, der ihn in diese Lage gebracht. Durfte, konnte er seiner Tante sagen, wie die Dinge standen?

Der Gedanke, die seit so vielen Jahren gewohnte Arbeit nicht aufnehmen zu können, drückte ihn nieder. Nicht um sich bangte er, sondern nur um seine Tante.

Und diese pochte jetzt fast leise, wie jeden Morgen zu dieser Stunde, an die Thür. Wellhoff kleidete sich an und öffnete das kleine Fenster, um frische Luft ins Zimmer zu lassen.

Nun fiel ihm wieder seine fragwürdige Aufgabe, die er sich gestellt — die Gräfin Suthorst und ihren Sohn zu suchen — ein. Und daran richtete er sich auf, daraus zog er Kraft und Mut, und als er sich vollständig angekleidet und hinaus zu seiner Tante trat, konnte niemand ihm anmerken, daß er von heute ab ein Soldat des großen Heeres der Stellungslosen sei.

Als er aus der Kammer trat, sah er sie, der allein seine Sorgen galten, mitten in der kleinen Stube stehen. Sie hatte ihr Goldhaar, das bereits mit vielen grauen Fäden durchzogen war, auf dem Hinterkopf aufgebaut und in ihren großen, blauen Augen lag ein ganz eigener, bezaubernder Ausdruck. Das war ihm noch nie aufgefallen. Sie kam ihm nun herzlich entgegen und begrüßte ihn.

„Wie hast Du geschlafen. Franz?"

Er küßte ihr die Hände und brach dann in den Ausruf aus:

„Wie wunderbar schön mußt Du einmal gewesen sein, Tante!"

Sie entzog ihm ihre Hand und errötete wie ein Kind.

„Wie kommst Du dazu?" fragte sie ihn und es klang wie ein Vorwurf, „ich höre nicht gern von Dir dergleichen, es schickt sich nicht. Bedenke, ich bin eine alte Person."

„Aber ich bin doch auch kein Kind mehr," gab dieser zurück, „man hat seine Gedanken und seine Augen. Als ich noch ein Kind war, mußt Du ja ein Engel an Schönheit gewesen sein. Und das alles hast Du für mich rein hingegeben. — Ich glaube kaum, daß ich das wert war. Um mir eine Mutter sein zu können, hast Du allem Glück des Lebens entsagt."

„Nichts mehr davon, Franz," wehrte sie, „trinke Deinen Kaffee. Wer wird zurückblicken wollen, was vor uns liegt, giebt uns genug zu thun."

Wellhoff sah das ein. Vor ihm lag das — Nichts. — Ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust. Er setzte sich nieder und trank seinen Kaffee und dachte darüber nach, wie er diesem guten Wesen alles, was sie für ihn gethan, einmal heimzahlen könnte.

Damals, als er groß genug geworden war, um nach seinem Vater zu fragen, hatte die Tante ihn gelehrt, daß seine Eltern gleich nach seiner Geburt gestorben wären. Wenn die Gute da nicht gewesen wäre, dann würde man ihn in ein Waisenhaus gesteckt haben, wie so viele andre.

Darüber dachte er nach, während er seinen Morgentrunk aus der blitzblanken Tasse schlürfte. Dann brachte ihm die Tante seinen Hut und die Kleiderbürste. Er bürstete sich selbst seinen Rock, nahm seinen Hut und wurde von der Tante an die Thür begleitet.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber die Nützlichkeit des Elefanten.

Man muß ihn in den Wäldern Ober-Burmas und der Laos-Staaten, beim Herausschleifen gefällter Bäume in den Holzschneidemühlen Ranguns und Mulmains, in denen er die geflößten Hölzer vom Fluß zum Sägetisch und später die geschnittenen Bretter von letzterem wieder zum Stapelplatz bringt, muß ihn als Lasttier auf kriegerischen und friedlichen Expeditionen, im schwierigsten Gelände, auf Reisen und Tigerjagden kennen gelernt haben, um ermessen zu können, welchen enormen Wert der gezähmte Elefant für den Menschen besitzt. Nur wer den Elefanten in Indien, Siam oder auf Ceylon kennen gelernt hat, ist imstande zu beurteilen, welche kolossale Arbeitskraft in Afrika durch das Hinmorden von jährlich 50- bis 70000 Elefanten vernichtet wird. Was könnten diese Tiere, die im dunkeln Weltteil lediglich ihrer Zähne wegen getötet werden, in denen Jahr für Jahr die Kraft von nahezu einer Million Menschenkräfte vernichtet wird, zur Erschließung dieses großen Kontingents zur Civilisierung seiner Bewohner beitragen, wenn sie in gleicher Weise in den Dienst der Menschheit gestellt würden, wie ihre asiatischen Vettern.



Der Elefant auf der Tigerjagd.



Tante Joubert. Wir blicken voll Bewunderung zu jenen tapferen heldenmütigen Frauen empor, die immer wieder in den schweren Zeiten der Not und der Gefahren der Nationen auf dem Plan erscheinen und durch ihren Mut, Klugheit und Tapferkeit das Erstaunen der Welt zu erregen wissen. Die Völkergeschichte führt uns so manche dieser Heldinnen vor, — aber es darf nicht außer Betracht gelassen werden, daß diese in der Stunde, in der sie den Kriegspfad betraten, mehr oder minder das Ewigweibliche abstreiften und zu Amazonen geworden sind. An der Grenze indessen, an der der weibliche Soldat beginnt, liegt auch der Merkstein der Entartung und unsre Bewunderung für die Heldinnen ist eine andre geworden. Aber eine Frau, die in den blutigsten Feldzügen die unerschrockene, mutige Heldin mit den vornehmsten Pflichten der Hausfrau zu vereinen versteht, die über dem rauhen Kriegshandwerk nicht einen Augenblick die Aufgaben der Gattin und Mutter aus dem Auge verliert — das ist „Tante" Joubert, die Gattin des berühmten Boerengenerals Joubert. Um sich ein Bild von dieser seltenen Frau machen zu können, muß man sie, diese kräftige, robuste Frau mit dem bereits ergrauten Haar, vor dem Kochofen stehen sehen, der vor dem Zelt des Höchstkommandierenden aufgebaut ist. Sie kocht dem tapferen Gemahl soeben das Mittagbrot. Suppe und Kartoffeln brodeln in den Töpfen, heiß brennt die Sonne auf die Tante nieder, die von Zeit zu Zeit einen Blick durch das Boerenlager wirft. Im Zelt liegt der General und schläft. Die ganze Nacht ist er nicht zur Ruhe gekommen, denn weit in die Ferne hinein ziehen sich die Schützengräben der Boeren, und alle diese Befestigungen mußte er besichtigen. Da wird es plötzlich unruhig im Lager. Berittene Boerenoffiziere reiten hin und her. Die Schützenlinien dort oben auf den Höhen formieren sich und bald bleibt der Tante kein Zweifel mehr, daß die Engländer im Anzug sind. Sie prüft noch rasch die Kartoffeln und die Suppe in den Töpfen, nur noch zehn Minuten Zeit und sie kann ihrem geliebtem „Piet" das Mittagsmahl auftragen. Aber da ertönt schon wieder das dumpfe Rollen und Dröhnen in der Ferne, und Frau Joubert kennt sie nur zu gut, diese Sprache der englischen Kanonen. Ohne sich in ihrem Gleichmut stören zu lassen, kocht die Generalin ruhig weiter. Durch die Luft über ihrem Haupte sausen die englischen Sprenggeschosse, in der Ferne beginnt das unheimliche Geknatter des Gewehrfeuers. Da reißt ihr eine Granate den Kochofen zusammen. Bestürzt steht das tapfere Weib einen Augenblick da. Das Mittagbrot liegt auf dem sonnendurchglühten Sand. Nicht einmal Suppe und Kartoffeln gönnen die Rotröcke dem General und seiner braven Frau. Nun tritt Joubert vor das Zelt. Mit der Hand fährt er sich über den ergrauten Bart, dann schweift sein Adlerblick durch den Sonnenglanz hindurch in die Ferne. „Piet," ruft die wackere Frau ihm zu, „wir haben nun nichts zu essen." „Auch keine Zeit dazu," giebt dieser ruhig zurück, „Buller rückt gegen uns an." „Gehst Du in die Schlacht Piet?" „Gott im Himmel will es." „Ich komme mit," versetzt das tapfere Boerenweib, geht ins Zelt, holt ihr Gewehr und begiebt sich nach den Schützenlinien hinüber, um Schulter an Schulter mit den schweigsamen Bürgern ihr sicher treffendes Blei unter die Engländer zu versenden. Ist die Schlacht geschlagen, kommt sie ruhig wieder zum Zelt zurück, richtet den Gabelofen mit geschickter Hand auf und kocht dem Gatten das Abendbrot.

Die wissenschaftliche Frage. In der Royal Society in London stritten sich Wochen hindurch die hervorragendsten Gelehrten Englands über die tiefsinnige Frage, warum ein größerer Fisch in ein mit Wasser bis zum Rand gefülltes Becken gesetzt werden könnte, ohne daß das Wasser im Becken überfließt? Die Gelehrten hielten die geistreichsten und scharfsinnigsten wissenschaftlichen Vorträge über die gegebene Hypothese, ohne der Lösung der Frage auch nur näher zu kommen. Zuletzt verfiel man auf den Gedanken es mit der demonstratio directa zu versuchen, holte ein Becken herbei, füllte es bis zum Rand mit Wasser und setzte einen Fisch hinein. Siehe da — das Wasser floß über! — Die Gelehrten hatten sich wieder einmal, wie schon so oft, mit einer unmöglichen Frage beschäftigt.

Helmerding hatte viel unter den kritischen Nörgeleien eines damals bekannten Theater-Rezensenten Maß zu leiden. Der Künstler konnte dem Manne nichts recht machen. Wütend gemacht durch die abfälligen Urteile des Kritikers, spielte er eines Abends, wie wenn er aus Rand und Band geraten wollte. „Mäßige Dich, Helmerding," ruft ihm da ein guter Freund aus dem Zuschauerraum zu, „mehr Maß halten!" „Ach was," tobt Helmerding, „ich will von dem verdammten Maß nichts wissen!"

Eine wie die andre.



„Hier habe ich einen Teller voll schöner Kirschen, halte mal die Hand her, mein Junge. Da schenke ich Dir eine. Mehr brauchst Du nicht. Es schmeckt eine so wie die andre."

Auflösung des Musik-Rätsels

aus voriger Nummer:

Luigi Cherubini	Wasserträger.
Karl Maria Weber	Aufforderung zum Tanz.
Felix Mendelssohn	Gondellied.
Conradin Kreutzer	Nachtlager von Granada.
Schubert	Erlkönig.
Gaëtano Donizetti	Regimentstochter.

WAGNER.

Eine sehr wichtige Frage, nicht nur für die Bevölkerung Deutschlands, ist die, alle Gesellschaftsklassen interessierende, ob die unentbehrlich gewordenen Heringe in der Nord- und Ostsee abnehmen und so nach und nach durch den Massenfischfang ganz verschwinden? Thatsächlich haben die Heringsfischer in den letzten Jahren mit Mißerfolgen zu ringen und klagen, daß der unvergleichliche Fisch immer mehr abnimmt. Bereits haben die Gelehrten sich der wichtigen Frage bemächtigt und eine Anzahl Bücher geschrieben, ohne damit den Heringen besonders zu nützen. Nun befreit uns der englische Naturforscher Huxley von einer großen Sorge durch die Behauptung, daß der Hering im großen ganzen nicht abnimmt, sondern das seltenere Erscheinen des Fisches in der Nord- und Ostsee sei auf andre Ursachen zurückzuführen. Diese mit vielen Bedenken aufgenommene Behauptung hat sich nun doch glänzend bewährt, denn die letzte Heringssaison an der englischen Küste ist die glänzendste gewesen, die man überhaupt jemals erlebt. So hatte ein einziges Boot für über 60000 Mk. Heringe an Bord. Die Netze konnten kaum die in sie hinein gelaufenen Heringsmassen fassen. Mithin brauchen wir auf unsern sauern Hering vorläufig noch nicht zu verzichten.

Ein bekannter Arzt, der sich heute einer vorzüglichen Praxis erfreut, hatte als Anfänger so viel überflüssige Zeit, denn es wollten sich absolut keine Patienten einstellen, daß er von seiner Sprechkunde singen konnte:

> In der weiten Wohnung ist Ruh;
> Im Wartezimmer spürest du
> Kaum einen Hauch.
> Eine Frau nur wartet alleine,
> Sie hat's Reißen im Beine.
> — — — — bezahlt sie denn auch?

Derselbe Jünger Aeskulaps behauptete von seiner Thürglocke, daß diese keine Erziehung habe, denn sie bleibe den ganzen Tag — ungezogen.

Rätselsonett.

Gehst Du an einem Feld von Aehren,
Vielleicht nach langer Stubenhaft,
Voll Lust erblickst Du Schaft an Schaft
Sich meine Erste dann bewähren.

Die Zweite aber soll verklären,
Was Deinen Sinnen Lust verschafft
Und Dich und Deines Geistes Kraft
Allein mit dem, was schön ist, nähren.

Das Ganze ist es, was befreit
Die Seele durch die Macht der Lieder
Vom Bann des Raumes und der Zeit.

Vom Himmel selbst stieg es hernieder,
Und wer zu folgen ihm bereit,
Den führt's in seine Heimat wieder.

Scharade.

Es ist das reinste Glück des Lebens,
Was meine erste schließet ein
Und bietet Dir die Welt vergebens,
Was ein Ersatz ihm könnte sein.

Nur streb' damit auch zu verbinden
Das Glück, das zwei und drei verleiht.
Und bei der Mitwelt meist wird finden,
Wer seiner Pflicht allein sich weiht.

Hoch aber ehrt's das deutsche Wesen,
Daß für der ersten, schönsten Zier
Zum Namen ward das Wort erlesen,
Das ich als Ganzes nenne Dir.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Tonrätsels: **erblich**; des Ziffernrätsels: **rein, irren, nein, renne.**

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.